

Jessica Benjamin

Der Schatten des Anderen

Intersubjektivität – Gender – Psychoanalyse

Stroemfeld / Nexus

Inhalt

Dank 7

Einleitung 9

Der Ur-Sprung der Psychoanalyse, vom Körper zur Sprache:
Freud, Feminismus und die Schicksale der Übertragung 21

»Konstruktionen mit ungesichertem Inhalt«
Geschlecht und Subjektivität jenseits
der ödipalen Komplementarität 55

Der Schatten des anderen Subjekts
Intersubjektivität und feministische Theorie 103

Literatur 137

Register 149

Dieses Buch ist in Liebe meinen Freundinnen und Freunden gewidmet, meinen Weggefährten während der letzten drei Jahrzehnte. Von den großen Veränderungen dieser Zeit haben nicht alle bewirkt, was wir uns erhofft hatten, aber es waren doch enorme Veränderungen.

Dank

Danken möchte ich all meinen Patienten, meinen Studenten (besonders aus dem Seminar montags morgens) und Kollegen (am Postdoc-Seminar der New York University und bei Psybc.com), mit und von denen ich all die Jahre lang so viel gelernt habe. Meine Dankbarkeit gilt auch Lewis Aron, Fran Bartkowski, Teresa Brennan, Donna Bassin, Muriel Dimen, Virginia Goldner, Dan Hill und Zina Steinberg, die durch ihre Kommentare, Ideen und Ermutigungen zu meinen Gedanken und Arbeiten an diesen Essays beigetragen haben. Meinen Kindern Jonah und Jake, die mich stets unterstützt, aufgemuntert und für die nötige Ablenkung gesorgt haben, und Andy, der so vieles möglich gemacht hat, bin ich besonders dankbar.

Einleitung

Als ich 1979 eine große Konferenz unter dem Motto »Das zweite Geschlecht – 30 Jahre danach« zur feministischen Theorie organisierte, traf ich Simone de Beauvoir zu einem Interview. Margaret Simons, die damals das Interview mit mir zusammen führte, fragte mich vor kurzem, wie es mir gelungen sei, nachdem sie selbst trotz aller Bemühungen daran gescheitert war, de Beauvoir dazu zu bringen zuzugeben, daß nicht nur ihre eigenen, sondern auch manche der profundesten philosophischen Ideen Sartres von ihr selbst stammten. Ich hatte Beauvoir folgende Frage gestellt: »In *Sie kam und blieb* lassen Sie Françoise sagen, sie nehme Xavière am meisten übel, daß sie durch sie mit einem anderen Bewußtsein konfrontiert sei. Also handelt es sich dabei nicht direkt um eine Idee von Sartre?« Darauf erwiderte Beauvoir: »Natürlich habe ich mir das ausgedacht! Das stammte keineswegs von Sartre.« Ich blieb hartnäckig: »Mir kommt es aber so vor, als sei dieser Gedanke später bei ihm aufgetaucht.« Beauvoir antwortete: »Ja, vielleicht. Aber das Problem des Bewußtseins des Anderen war mein eigenes.« (Simons & Benjamin, 1979; Simons, im Druck) Die Antwort auf Simons' Frage war natürlich, daß ich dieses Problem erkannt hatte, weil es mich selber beschäftigte. Ich hatte es mir beim Lesen des Romans sofort angestrichen und bemerkt, wann er geschrieben worden war.

Wie wir uns dazu verhalten, daß der Andere ein unabhängiges Bewußtsein hat, das grundsätzlich wie unser eigenes und dennoch unvorstellbar anders ist und sich unserem Zugriff völlig entzieht, ist ein Problem, das mein gesamtes Werk wie ein roter Faden durchzieht. Zur Zeit des besagten Interviews schrieb ich darüber in Hinblick auf Hegels Dialektik von Herrn und Knecht, die ich mit einer Beschreibung des Sadomasochismus in der *Geschichte der O.* verknüpfte. Diese dialektische Begegnung eines Bewußtseins mit einem Anderen wurde zur Grundlage für meine Auffassung von Intersubjektivität, wie ich sie in *Fesseln der Liebe* (Benjamin, 1988) und

später in *Like Subjects, Love Objects* (Benjamin, 1995) entwickelt habe. Im wesentlichen fordert die intersubjektive Perspektive: »Wo Objekte waren, sollen Subjekte sein.« Freuds Einsicht, daß »der Schatten des Objekts auf das Ich gefallen« ist, hat den Prozeß der Identifizierung ans Licht gebracht. Den Schatten zu verstehen, den der Andere auf den Zwischenraum wirft, ist für mich eine treffende Metapher für Intersubjektivität.

In diesen Essays beschäftige ich mich wieder einmal mit der Schnittstelle zwischen Intersubjektivität und Geschlecht. Wie schon in der Vergangenheit möchte ich in dem Raum arbeiten, den das vereinte Anliegen der Psychoanalyse und der feministischen Theorie eröffnet. Dieses Buch konzentriert sich stärker als meine vorigen Bücher auf Fragen, die postmoderne Ansätze in der zeitgenössischen Theorie aufgeworfen haben und die das Problem der Differenz, der Subjektposition und der Konstruktion des Wissens betonen. Dennoch halte ich weiterhin daran fest, wie bisher die zentralen psychoanalytischen Fragen als Aufgabe einer doppelten Anerkennung aufzufassen, durch die sowohl der Analytiker als auch der Patient ihre eigene Subjektivität erkennbar machen und die des anderen anerkennen. In der heutigen »relational analysis«¹ macht sich eine Umkehrung bemerkbar, die dem Analytiker wieder eine Subjektivität als fehlbares Wesen zuerkennt und dem Analysanden eine Subjektivität, die es ihm ermöglicht, autoritativ zu wissen und zu sprechen. Ich möchte über diese Umkehrung hinausgehen und die Schwierigkeiten bei der Schaffung oder Entdeckung des Raums überdenken, in dem es beiden Subjekten möglich ist, die Differenz des Anderen anzuerkennen.

Dieser zeitgenössische intersubjektive Fokus hat spannende praktische und theoretische Möglichkeiten eröffnet. Auch wenn diese in klinischer

1 »Relational analysis«, im folgenden mit »Beziehungsanalyse« übersetzt, ist nicht mit der britischen Objektbeziehungstheorie zu verwechseln. Wenn diese sie auch beeinflusst hat, so handelt es sich dabei doch um eine eigenständige amerikanische Schule, die sich in den letzten fünfzehn Jahren gebildet hat und den Schwerpunkt auf den intersubjektiven Beitrag des Analytikers legt.

Es handelt sich um eine breitangelegte Perspektive, die die Beidseitigkeit und den gegenseitigen Einfluß bei der Übertragung betont. Das heißt, es geht um den Beitrag des Analytikers ebenso wie den des Patienten zur Interaktion, inklusive der unbewußten Kommunikation. Die Übertragung des Analytikers ist nicht nur, wie bei den Kleinianern, eine Informationsquelle, sondern unlösbar von der zwischen zwei Personen entstehenden Dynamik zu verstehen. Die Beziehungsanalyse hat eine der Objektbeziehungsanalyse vergleichbare dynamische Auffassung von der genetischen Erklärung für Konflikte und Defizite, aber sie ist auch beeinflusst von der postmodernen Kritik an eindeutigen Erklärungen, dem intersubjektiv entwickelten Blick für die Subjektivität des Analytikers, dem selbstpsychologischen Blick für den Affekt sowie, neben anderen Tendenzen, von Arbeiten zur Bindungsforschung, Säuglingsforschung und zur Chaostheorie.

Hinsicht nicht ausführlicher behandelt werden, bilden sie einen wichtigen Hintergrund für dieses Buch. Ich habe mich bemüht, grundsätzliche Fragen anzusprechen, die mir für die intersubjektive Perspektive als ganze grundlegend zu sein scheinen. (Besonders im dritten Aufsatz kann manches auf die vor allem an der klinischen Erfahrung der Intersubjektivität Interessierten sehr theoretisch wirken. Manche Leser fangen vielleicht lieber mit dem zweiten Essay an, wo ich den theoretischen Hintergrund beschreibe.) Ich habe mich darum bemüht, weil ich glaube, daß die klinischen Erfahrungen, die durch die Erörterung der Intersubjektivität möglich geworden sind, es verdienen, auf eine theoretische Ebene gebracht zu werden, von der aus sie weitere Theoriebildungen anregen können, die sich sonst allzu oft nur auf Freud verlassen, wenn es um die psychoanalytische Sichtweise geht. Das bedeutet nicht, daß ich die »klassische« intrapsychische Betrachtungsweise für überholt halte. Im Gegenteil ist es meine feste Überzeugung, daß intrapsychische und intersubjektive Betrachtungsweisen einander weder ersetzen noch überflüssig machen können und daß ihre Gegensätzlichkeit ihnen jeweils besondere Bedeutung verleiht. Aber ich bin auch der Ansicht, daß die fortgesetzte Debatte um die Intersubjektivität innerhalb der Psychoanalyse die gegenwärtige Theorie außerhalb der Psychoanalyse nachhaltiger beeinflussen sollte, als sie es bisher getan hat. Dieses Buch zielt darauf ab, die psychoanalytische Diskussion für diejenigen, die sich mit feministischer und kritischer Theorie beschäftigen, in einen Kontext zu stellen sowie außerdem die Psychoanalyse mit allgemeineren theoretischen Anliegen in Berührung zu bringen.

In diesem Buch arbeite ich weiter an meiner Ansicht zur doppelten Aufgabe der Anerkennung für die Psychoanalyse. So wie ich diese Aufgabe definiere, geht es dabei hauptsächlich darum, wie wir unsere wundervolle Fähigkeit zur Identifizierung mit anderen dazu verwenden, um unsere Anerkennung Anderer entweder voranzutreiben oder zu verhindern, um unsere Differenzen entweder zu überbrücken oder zu verwischen. Oder vielmehr interessiert mich, wie wir beides gleichzeitig tun. Diese beiden Seiten der Identifizierung scheinen uns vor eine Wahl zu stellen; hier trennen sich die Wege in der Psychoanalyse. Zwei unterschiedliche Tendenzen lassen sich beobachten, die jeweils einen Aspekt der Identifizierung betonen. Psychoanalytische Denker wie Lacan und Fairbairn fassen bei allen Unterschieden die Tendenz, sich den Anderen als geistiges Objekt einzuverleiben, vor allem als eine Abwehr mit »kannibalistischen« und imaginären Aspekten auf, die einer Anerkennung von Differenz im Wege steht. Anhänger der Kleinschen Analyse, der amerikanischen Ich-Psychologie oder

Selbstpsychologie betonen hingegen in je eigener Weise die strukturbildenden oder funktionalen Aspekte der Identifizierung und Introjektion. Wie üblich neige ich dazu, das Positive an beiden Sichtweisen zu sehen, und bemühe mich, aus der Spannung zwischen ihnen etwas zu machen. Einerseits halte ich es für wichtig, die schöpferischen Möglichkeiten zu sehen, die sich aus den Identifizierungen ergeben, die jeder unvermeidlich vornimmt. Andererseits betone ich die intersubjektive Beziehung, in der man über die Identifizierung hinausgeht, um eine Wertschätzung für das andere Subjekt als ein Wesen außerhalb des Selbst zu entwickeln. Das heißt, ich versuche Unterschiede zwischen verschiedenen Formen der Identifizierung herauszuarbeiten, solchen, die uns dabei helfen, eine scheinbare, auf Distanz basierende Objektivität zu durchbrechen, und solchen, die uns lediglich in ein Hin- und Herschaukeln (siehe Lacan, 1988) hineinziehen, bei dem wir den Anderen gar nicht mehr wahrnehmen können.

Die Struktur der Komplementarität, die Schaukel, auf der wir unsere Position durch Identifizierung ständig verändern können, ist grundlegend für unser intrapsychisches Verständnis vom Menschen. Die Essays in diesem Buch erkunden eine Reihe von komplementären Strukturen und vertrauten Polaritäten und versuchen aufzuzeigen, wie wir uns wechselweise in ihnen verstricken oder aus ihnen befreien. Subjekt und Objekt, aktiv und passiv, Beobachter und Teilnehmer, Erkennender und Erkannter – diese umkehrbaren Komplementaritäten strukturieren die psychoanalytische Beziehung. Die intersubjektive Sichtweise befaßt sich mit der Erarbeitung einer dritten Position, die diese umkehrbaren Komplementaritäten durchbricht und die ihnen zugrundeliegenden Spannungen aufrechterhält. Die Geschlechterkodierungen dieser Komplementaritäten aufzudecken, die sich so erfolgreich in unser Begehren und in unsere Seelen eingeschrieben haben, steht im Mittelpunkt dieses theoretischen Anliegens.

Im ersten Essay dieses Buches erörtere ich die Vorgeschichte von Freuds Arbeiten über die Hysterie – seine Entdeckung, den Ursprung der Psychoanalyse. Hier begegnen wir der ersten komplementären Form, die das psychoanalytische Vorhaben strukturiert, nämlich zwischen wissendem Subjekt und dem Objekt des Wissens. Ich zeige auf, wie diese Struktur die Absicht der Psychoanalyse unterlief, das unartikulierte Subjekt zur Sprache zu bringen – ein Anliegen, das die Psychoanalyse mit dem Feminismus gemeinsam hat. Indem ich den Weg der Anna O. von der »ersten« Patientin zu einer Begründerin des Feminismus nachvollziehe und dabei mit Freuds Untersuchungen der Hysterie beginne, betrachte ich, wie sich die Auffassung des Analytikers hinsichtlich seiner oder ihrer Beziehung zum Patien-

ten entwickelt hat. Obwohl dieser Essay aus dem Blickwinkel unserer Reise als Analytiker geschrieben ist, handelt er davon, wie wir uns der subjektiven Erfahrung der Patientin nähern können, indem wir unsere eigene, gar nicht so andere Subjektivität anerkennen. Ich versuche also zu zeigen, wie die Position des Analytikers von der Identifizierung mit dem Patienten beeinflusst wird und wie sich die analytische Haltung durch diese Anerkennung verändert hat.

Meine Überlegungen knüpfen an neuere Bemühungen an, jene von Freud vorgeschriebene Objektivität zu durchbrechen, die das analytische Unterfangen bis heute tief durchdringt (Gill, 1994). Die Opposition zwischen dem Analytiker als erkennendem Subjekt und dem Analysanden als erkanntem Objekt setzt voraus, daß der Analytiker zu einem entrechteten Anderen Distanz hält. Die objektivistische Haltung hat mit ihrer Verleugnung der Subjektivität des Analytikers notwendig in Sackgassen und Widersprüche geführt, da die unvermeidliche Wiederkehr des Verdrängten – die Identifizierung des Analytikers mit dem Analysanden – als gefährlicher Kollaps der analytischen Einstellung aufgefaßt wurde, anstatt als notwendiger, vielleicht sogar kreativer Teil von ihr. Die analytische Beziehung zur Subjektivität hin neu zu gestalten, bedeutet zweierlei, nämlich sowohl die Subjektivität des Analytikers zu erkennen als auch den Patienten auf die Ebene eines Subjekts zu erheben, das mitarbeitet und erkenntnisfähig ist. Die Abkehr von der Subjekt-Objekt-Komplementarität, bei der das beobachtende Subjekt seine eigene Teilnahme abstreitet, dient auch zur Überwindung der objektivistischen Trennung zwischen Beobachtung und Teilnahme (siehe Aron, 1995). Die intersubjektive Sicht der Psychoanalyse muß nicht nur postulieren, daß der Analytiker ein Teilnehmer ist, sondern muß auch eine dritte Position echter Beobachtung konzipieren. Sie beruht auf der kommunikativen Beziehung, die einen Dialog herstellt, der ein Gegenstand für sich ist, ein möglicher Raum außerhalb des Netzes der Identifizierungen. (Ogden, 1994, bestimmt diesen Dialog als etwas Drittes, aber ich beschränke mich hier auf einen inneren geistigen Raum, der durch einen Dialog unter Anerkennung des Anderen entsteht.) Mit Hilfe des Raums, den zwei Subjektivitäten erschaffen, können wir, während wir noch die unaufhörliche Umkehr der Gegensätze wiederholen, die Schaukel der Beziehungen beobachten, die durch unsere Identifizierung mit dem Objekt in Bewegung gesetzt wird.

Ich bin der Ansicht, daß die Reintegration der Subjektivität und der Gegenseitigkeit in die analytische Beziehung als Teil eines größeren intersubjektiven Projekts betrachtet werden sollte, zu dem der Feminismus ebenso-

viel beigesteuert hat wie die Psychoanalyse. Denn erst die Re-präsentation der Mutter im heutigen analytischen Denken hat die Entstehung einer intersubjektiven Perspektive ermöglicht. Die Vorstellung, daß der Dialog zwischen Selbst und Anderem die grundlegende Basis für die seelische Entwicklung ist (Stern, 1985; Spezzano, 1996a), hat sich in Einklang mit unserer Neubewertung der frühen mütterlichen Dyade und ihrer affektiven und kommunikativen Möglichkeiten entwickelt. Wegen der klassischen psychoanalytischen Betonung des Vaters erschien die Leistung der Mutter bei der Erhaltung und Erschaffung des Lebens als etwas Selbstverständliches, nicht als eine Vorstellung, und so wurde die Entfremdung des Subjekts von dem, was »sein« Leben erschuf und erhielt, weiter reproduziert. Psychoanalytisch ausgedrückt, besteht aber die mütterliche Leistung – ebenso wie die des Analytikers – vor allem im Repräsentieren, Widerspiegeln und Halten der Vorstellungen des Kindes. Wie kam es, daß die geistige Leistung der Mutter für die seelische Entwicklung so grundlegend ist und die Subjektivität der Mutter gleichzeitig nicht in den Blick geriet?

Kojève (1969) zeigte bei seiner Erörterung von Hegels Dialektik von Herrn und Knecht, daß der Sklave eine Arbeit leistet, durch die der Herr das Objekt genießt, ohne selbst in diesen Genuß zu kommen, während der Herr zwar genießt, aber keinen direkten Kontakt mit dem Objekt der Begierde hat. Diese beiden Aspekte der Subjektivität – Verwandlung des Objekts und Genuß der Begierde danach – wurden aufgespalten, und keines der beiden Subjekte besaß mehr sein Begehren. In psychoanalytische Begriffe übersetzt, kann diese Spaltung nur überwunden und eine dritte Position gefunden werden, wenn die Mutter als ein begehrendes Subjekt selbst genießen kann und das (ehemals) männliche Subjekt selbst geistig an der Vorstellung und dem Halten des Begehrens arbeitet. Intersubjektivität erfordert also, daß jedes Subjekt sein oder ihr Begehren besitzt und genießt ebenso wie es an seiner Verwirklichung arbeitet.

Diese intersubjektive Neuinszenierung der Lustbeziehung bringt auch die Aktiv-passiv-Dichotomie ins Wanken, die für Freuds Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit so zentral ist. Dieses Thema ist nicht nur für meine Erörterung dessen wichtig, wie sich die Dyade von Analytiker und Patient ändern kann, sondern auch für meine Erörterung des Geschlechts (*gender*) im zweiten Essay. Auch hier versuche ich einige der Widersprüche und Sackgassen aufzuzeigen, die aus den Komplementaritäten Subjekt und Objekt, aktiv und passiv entstanden sind. Dazu analysiere ich unter anderem den Konflikt, der in den letzten zwei Jahrzehnten in der feministischen psychoanalytischen Theorie in bezug auf Freud zwischen

der Freud-nahen Lacanschen Sichtweise (Mitchell, 1982; Rose, 1982) und der Freud-kritischen Objektbeziehungstheorie (Chodorow, 1978) ausgebrochen ist. Vereinfacht ausgedrückt nimmt die Lacansche Sichtweise den Phallus oder Vater zum Ausgangspunkt, während die Objektbeziehungstheorie von der Mutter ausgeht. Freud-Anhänger setzen Männlichkeit voraus und definieren Weiblichkeit als ihr Anderes; für die Revisionisten ist die mütterliche Identifizierung primär, und die Männlichkeit entsteht als Nicht-Mutter. Durch Gegenüberstellung der beiden Seiten des Arguments zeige ich, daß uns die »Wahrheit« beider Positionen zur Doppeldeutigkeit des Geschlechts führt: Männlichkeit und Weiblichkeit können als jeweilige Negation des anderen konstruiert werden, als Gegenteil und komplementäres Anderes. Das bestätigt die Auffassung, die ich mit anderen Beziehungstheoretikern teile, daß das Geschlecht, wie wir heute wissen, durch eine gegenseitige, symmetrische Bestimmung von begrifflichen Gegensätzen funktioniert. Sie ändern sich miteinander, nicht durch essentielle, festgelegte Eigenschaften (Dimen, 1991; Harris, 1991; Goldner, 1991).

Doppeldeutigkeit und Mangel an bestimmtem Inhalt sind aber nur ein Teil des Ganzen. Denn es liegt ja auch auf der Hand, daß die Kultur des Patriarchats die Geschlechterkategorien historisch mit bestimmten Inhalten gefüllt hat. Freuds Beschreibung der Weiblichkeit ist auch als ein wirklicher Teil der patriarchalischen Kultur lesbar, deren erkennbarer Inhalt sich auf eine bestimmte psychische Konstellation zurückführen läßt. Meine These lautet, daß diese Konstellation eigentlich die ödipale Haltung des Jungen ist, bei der die Mutter zurückgewiesen und Elemente der Passivität, die mit seiner Babyzeit assoziiert sind, auf das Mädchen, die Tochter, projiziert werden. Diese Projektion legt die Position der Tochter fest auf die eines passiven Containers für die Abwehrhandlung des Mannes. Daß sie diese »weibliche Passivität«, die Tochterposition, auf der Freud und seine Anhänger so nachdrücklich bestanden, in ihrer ödipalen Hinwendung zum Vater akzeptiert, scheint den Inhalt der Weiblichkeit, wie wir sie kennen, auszumachen. Aktivität und Passivität teilen sich also in der ödipalen Phase auf, während der es keine Möglichkeit gibt, ein Subjekt zu sein, das beide Neigungen innerhalb des Selbst vereinen könnte.

Und doch meine ich, daß diese Spaltung nur der ödipalen Konstellation eigen ist, die soviel Wert legt auf die gegenseitige Ausschließlichkeit der Geschlechterpositionen und auf die Zurückweisung der gegensätzlichen Geschlechteridentifikationen. Die Überwindung der defensiven Spaltung, die für die ödipale Komplementarität von Männlichkeit und Weiblichkeit typisch ist, ist nicht so schwer vorstellbar, wie die bisherige psychoanaly-

tische Theorie annahm. Durch die Wiedergewinnung der bisexuellen Identifizierungen der präödipalen Phase geben wir der ödipalen Haltung gegenseitiger Ausschließlichkeit, bei der wir nur wie der eine oder die andere sein können, ein Gegengewicht. Die Rückkehr der früheren Bisexualität in der postödipalen Komplementarität stellt eine Herausforderung dar an die angebliche Unverrückbarkeit der Polarisierung von aktiv und passiv, männlich und weiblich.

An dieser Stelle mache ich darauf aufmerksam, daß Urheberschaft oder Aneignung unseres Begehrens und unserer Absichten ein für die Subjektivität entscheidendes Merkmal ist, das durch die konventionelle Opposition von Aktivität und Passivität verdeckt wird. An meine Erörterung »eines eigenen Begehrens« (Benjamin, 1986b, 1988) anknüpfend, zeige ich, daß nicht nur aktives Handeln, sondern auch Urheberschaft erforderlich ist, um ein Subjekt des Begehrens zu sein. Urheberschaft hängt von der Wiedergewinnung mütterlicher Handlungsformen ab, der Anerkennung und dem Halten von Gefühlszuständen, insbesondere von Erregung. Wenn eine vaterzentrierte Theorie uns etwas über die konventionelle Form der Weiblichkeit sagt (siehe Brennen, 1992), kann uns eine mutterzentrierte Theorie etwas über den Beitrag der Mutter zu unserer Subjektivität und unserem Begehren sagen.

Meine abschließende Erforschung von Subjektivität und Alterität im dritten Essay wendet die Frage nach der Wiedergewinnung des Abgelehnten noch einmal anders und beschäftigt sich unmittelbar mit dem Problem der Anerkennung. Hier vertrete ich die These, daß die philosophische Infragestellung des Subjekts, die in der jüngeren feministischen Theorie eine wichtige Rolle gespielt hat, mit der Vorstellung von einem Selbst, das nicht auf das philosophische Subjekt reduzierbar ist, in Beziehung gesetzt werden muß. Dieser Essay wurde zum Teil dadurch angeregt, daß ich das Bedürfnis verspürte, als Antwort auf die Rezeption meiner Theorie der Anerkennung durch die feministische Theorie meine Position zu verdeutlichen.² Meine Bemühungen um eine Kritik an der Spaltung zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung, Trennung und Bindung wurden oft als einseitige Verteidigung eines Aspekts gelesen, und zwar gewöhnlich als Parteinahme für Bindung und Anerkennung und gegen Trennung und

2 In einer Erörterung der Anerkennung auf philosophischer Ebene hat Meyers (1994) die Ansicht vertreten, eine bestimmte Form der Selbst-Anerkennung sei für die Art von Gegenseitigkeit, die ich mir vorstelle, unabdingbar. Ich stimme dem zu und sehe solch eine Selbst-Anerkennung als Teil der Entwicklung dessen an, was ich mit Urheberschaft bezeichne.

selbstbehauptende Subjektivität (siehe Weir, 1996; Meyers, 1994; Scott, 1993). Tatsächlich habe ich aber die Meinung vertreten, daß das Problem in der Spaltung, im Zusammenbruch der Spannung zwischen diesen beiden Tendenzen liegt, der doch zu einem einseitigen Festhalten an einer der beiden Seiten der Polarität führt. Es stimmt, daß ich den Aspekt der Dominanz betont habe, die durch die männliche Haltung der Hyper-Individuation entsteht, aber diese Haltung ist offensichtlich das Gegenstück zu weiblicher Unterwerfung. Schließlich bestimmen in Beziehungen, die auf Spaltung beruhen, die Begriffe sich gegenseitig. Weir argumentiert jedoch, daß ich den Begriff der Autonomie dem der Anerkennung opfere, bei der es sich nur um eine gefühlsmäßige Abstimmung handele, und daß ich meine, Trennung müsse unvermeidlich in Dominanz übergehen. Gefühlsmäßige Anerkennung halte ich tatsächlich für ein zentrales Moment in der Kindheit, aber darauf folgt die Konfrontation mit der Spannung zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung: Der Zusammenprall eines unabhängigen Willens mit einem anderen, das Aushandeln der Konflikte, das im zweiten Lebensjahr in der Wiederannäherungsphase beginnt. Im Hinblick auf diese Phase betone ich, daß Mädchen und Jungen einen Vater brauchen, der eine eigenständige Subjektivität und das Begehren nach einer Außenwelt repräsentiert. So wie ich es verstehe, muß Anerkennung den Aspekt der Selbstbehauptung einer eigenständigen Subjektivität beinhalten, sonst gibt es nichts anzuerkennen.

Mein Argument, daß Dominanz auf der Spaltung antithetischer psychischer Tendenzen beruht, wurde außerdem als simple These gelesen, daß Trennung und Bindung im Gleichgewicht gehalten werden müssen (Benhabib, 1992a; Butler, 1990b). Ich habe den Verdacht, daß meine Schlußfolgerung in *Fesseln der Liebe*, wo ich die Notwendigkeit des Prozesses unterstrichen habe, währenddessen die Anerkennung zusammenbricht und wieder aufgebaut werden muß, entweder zu spät kam oder nicht überzeugend genug war. Daher soll dieser Essay das Problem zurechtrücken und klären, daß der Aspekt der Negation in der Dialektik zwischen Anerkennung und Negation ebenso ausschlaggebend ist.

Negation ist für das Problem, Differenz und Andersartigkeit anzunehmen, entscheidend. Da der andersartige Andere die Identität des Selbst oder Ich bedroht, das Ausschließlichkeitsanspruch erhebt und alles an sich angleichen will, haben sich kritische Theorie und Philosophie häufig mit dem Problem der Identität beschäftigt. In meinem Essay versuche ich zu zeigen, wie die intersubjektive Beziehung Negation lebendig halten und gleichzeitig die Möglichkeit der Anerkennung aufrechterhalten kann. Dazu gehe ich

von Winnicotts radikaler Neubetrachtung aus, daß Alterität vom Selbst angenommen werden kann, wenn der Versuch, das Objekt psychisch zu zerstören, mit dem Überleben des Anderen endet. Daran anknüpfend stelle ich die These auf, daß hierzu eine Symmetrie erforderlich ist, bei der sowohl das Selbst als auch der Andere die Bürde der Subjektivität auf sich nehmen und sich ihre Neigung eingestehen müssen, daß sie die Differenz des Anderen abmildern oder verneinen (zerstören) wollen. Wir müssen nicht nur zugeben, daß wir zerstören wollen, wir müssen für den anderen überleben, und wir müssen auch vom Anderen fordern, daß er die Last, ein Subjekt zu sein und unsere Zerstörung zu überleben, auf sich nehmen muß. Zur Formulierung dieser Idee habe ich auf die klinische Erfahrung zurückgegriffen, daß man aus Schuldgefühl und um nicht in der destruktiven Position sein zu müssen, gegenüber dem Narzißmus des Anderen klein beigt. Gleichzeitig betone ich die sozialen Auswirkungen der Einsicht, daß die Last der Subjektivität auch von denen geschultert werden muß, die auf die Position des Anderen verwiesen worden sind, denn auch sie streben die Subjektposition an.

Möglicherweise tendiere ich bei der Betonung dieser gemeinsamen Bürde der Subjektivität ebenso wie in meinem generellen Glauben an die Möglichkeit gegenseitiger Anerkennung als Überleben der Negation zu einer bestimmten Seite der Spannung zwischen Differenz und Gemeinsamkeit. Wenn die Wahl zwischen zwei Vorstellungen darin besteht, daß wir entweder bei der Auseinandersetzung mit dem Problem der Anerkennung alle mit denselben menschlichen Schwierigkeiten ringen oder daß wir den Anderen nie kennen können und unsere Bemühungen deshalb immer die Achtung vor Differenz zunichte machen, tendiere ich in der Tat zur ersteren. Da der Prozeß des Denkens unvermeidlich das Durchdenken von Oppositionen erfordert, geht es immer darum, ob wir abweichende Vorstellungen aufnehmen oder abweisen wollen. Ich gestehe gern zu, daß ich zur Aufnahme und Synthese gegensätzlicher Vorstellungen neige. Ich habe den Verdacht, daß wir über unsere Auswahlverfahren noch so selbstkritisch sein können, daß aber jeder in irgendeine Richtung tendiert. Die eigenen Tendenzen werden immer jemand anderen zur Gegenbewegung anregen, werden immer den Widerspruch anderer hervorrufen, der unser Denken voranbringt und unsere Seele hinterherhechten läßt.

Ich hoffe, daß meine Gänge über das Feld der Psychoanalyse, zu denen alle geistigen Leistungen von der Einverleibung zur Kritik, von der Verbindung zur Kontrastierung bestimmter Gedanken beigetragen haben, am schöpferischen Wechselspiel von Negation und Anerkennung anderer teil-

haben und dazu einladen. Die unausweichlichen Grenzen meiner Sichtweise werden hoffentlich im Dialog mit anderen zutage treten und zu neuen Möglichkeiten anregen. Bei der Auseinandersetzung mit anderen, deren Horizont ein anderer ist, besteht immer das Risiko, auf das Spezzano (1996) hinweist, »verändert zu werden«. Darin spiegelt sich die Wechselwirkung des Dialogs, die unvermeidliche Tatsache, daß der Andere mit uns den Wunsch gemeinsam hat, Andere zu berühren, zu beeinflussen und zu verändern. Herausforderungen an die Identität haben immer ihre Rückwirkungen, und in der Psychoanalyse kann uns unser »Subjekt« stets überraschen, den Spieß umdrehen, uns verändern, wie schmerzhaft dies auch sein mag. Früher hat eine rigide Orthodoxie oft verhindert, daß der theoretische Dialog der gemeinsamen Verpflichtung zur Veränderung gerecht wurde und sie vertiefte. Sie schuf eine Form der Ausbildung und der Praxis, bei der Spielerisches durch Ernsthaftigkeit unterdrückt und Zusammenarbeit durch Autorität verhindert wurde. Im gegenwärtigen Klima der Diskussion und Debatten in der Psychoanalyse besteht Anlaß zur Hoffnung, daß wir den dialogischen Raum, der eine dritte Position eröffnet, erweitern können und daß die Oppositionen, die wir vorführen, die Freiheit haben, ihren Part auf der Bühne zu spielen.

Der Ur-Sprung der Psychoanalyse, vom Körper zur Sprache: Freud, Feminismus und die Schicksale der Übertragung*

I

Als ich über den 100. Jahrestag des Erscheinens der *Studien über Hysterie* nachdachte, mußte ich unwillkürlich an ein jüngeres Jubiläum denken, nämlich den 75. Jahrestag der Wiedergeburt der feministischen Bewegung. Diese Bewegung hatte für die Erfinderin der »Redekur«, Anna O., eine mindestens ebenso große Bedeutung; sie hat die Psychoanalyse von Anfang an wie ein Schatten begleitet und in unserer Zeit eine radikale Revision des Blickwinkels verlangt, unter dem wir uns selbst und die in jenen *Studien* beschriebenen Subjekte sehen, und diese auch bewirkt. Hätte die Frauenbewegung nicht weiter an Einfluß gewonnen, stünde ich heute nicht hier als Psychoanalytikerin, noch wäre ich in der Lage, zu sagen, was ich zu sagen habe. Daher erschien es mir ein bemerkenswerter Zufall, daß ich zum 75. Jahrestag der Psychoanalyse um die Ecke von der Leerbachstraße in Frankfurt wohnte, wo Anna O., ihrer Welt unter dem Namen Bertha Pappenheim bekannt, sich, nachdem sie von ihrer hysterischen Erkrankung genesen war, in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts niederließ.

Anna O. war Patientin von Freuds älterem Kollegen Breuer, dem Ko-Autor seiner *Studien über Hysterie*, und Freud gründete die Verbindung zwischen hysterischen Symptomen und bestimmten, anders nicht auszudrückenden Vorstellungen oder Gefühlen auf ihre Behandlung. Ihre intensive Bindung an Breuer führte zu einem vorzeitigen Abbruch der Behandlung

* Der Originaltitel »The Primal Leap of Psychoanalysis« ist eine wörtliche Übersetzung für das deutsche »Ur-Sprung«. Diese Arbeit wurde zuerst im Mai 1995 bei einer Konferenz »Das psychoanalytische Jahrhundert« zum 100. Jahrestag des Erscheinens der *Studien über Hysterie* an der New York University vorgetragen. Dank an M. Dinen und A. Harris.

seitens des erschrockenen Arztes und gab so den Anstoß für den Entstehungsmythos der Übertragungsliebe, wie ihn uns Freud übermittelt hat.¹

Die Entscheidung für Frankfurt war weder in den 90er Jahren des 19. noch in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts ein Zufall. Als historisch unabhängige, liberale Stadt, Finanzzentrum und Sitz des demokratischen Parlaments von 1848 war Frankfurt vor dem Dritten Reich außerdem Heimat eines bedeutenden jüdischen Bürgertums und Zentrum der sozialdemokratischen Bewegung »rotes Hessen«. Daher war es und wurde es in den 1960ern erneut Sitz des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, berühmt für seine neo-marxistische, von der Psychoanalyse beeinflusste soziologische Theorie. Nachdem ich das Studium der Geschichte aufgegeben hatte, das der einzige Professor, der mich damals unterstützte, »das antifeministische Metier« nannte, flüchtete ich nach Frankfurt, um Philosophie und Soziologie bei den verbliebenen Professoren des Frankfurter Instituts zu studieren. Dort angekommen, engagierte ich mich innerhalb der Studentenbewegung für das Projekt, neue Formen der Früherziehung von Kindern zu schaffen. Diese Anstrengungen entstanden als Versuch, eine gangbare Alternative zu den autoritären Traditionen des deutschen Faschismus zu finden. Dazu griff man die psychoanalytische Pädagogik der 1920er Jahre (in Amerika am besten bekannt durch die Arbeit von Bernfeld und Reich) wieder auf und richtete »anti-autoritäre« Kinderläden ein. Gleichzeitig führte meine Verbundenheit mit der neuen Welle des Feminismus zum unausweichlichen Bruch mit meinem ersten Psychoanalytiker, einem Mann, dessen antifaschistische Vergangenheit ihn dennoch nicht darauf gefaßt machte, daß wütende Frauen Angriffe gegen den Penisneid und den Mythos des vaginalen Orgasmus zu Papier bringen würden.

Die Anfänge der Frauenbewegung brachten die dialektischen Pole Psychoanalyse und Feminismus zueinander in einen scharfen Widerspruch, bei dem es sich scheinbar um einen Widerspruch zwischen der Anerkennung sozialer Unterdrückung und dem Gewahrsein innerer Verdrängung handelte. Das Konzept der Rebellion stellte sich dem Konzept der Krankheit

1 Die Geschichte der Behandlung von Bertha Pappenheim bei Breuer ist kompliziert. Wie Appignanesi und Forrester (1992) ausführen, scheint der spätere Bericht Freuds nahezu legen, daß Breuer die Behandlung beendet hatte, als die Patientin, angeblich nach der Abreaktion ihrer Symptome, ihn wieder rufen ließ und bekanntgab, daß Dr. B.s Baby komme. Jedenfalls war Pappenheim, entgegen dem Bericht in den *Studien*, immer wieder in klinischer Behandlung, mit fortgesetzten Symptomen. Die Korrespondenz von Freud mit Martha um diese Zeit deutet an, daß sie sich bereits über die Möglichkeit der gegenseitigen Attraktion zwischen Arzt oder Patient im klaren waren sowie über die Eifersucht von Frau Breuer.

entgegen und machte aus Patientinnen Heldinnen oder zumindest Aufbegehrende. So überrascht es nicht, daß die Hysterie zu den ersten Forschungsgegenständen der feministischen Kritik gehörte und die Vorstellung vom Hysterischen als einer Vorform des weiblichen Protestes gegen die Fesseln der patriarchalischen Familie zu den ersten Revisionen zählte, die in der feministischen Forschung vorgenommen wurden (Cixous und Clement, 1975; siehe auch Bernheimer und Kahane, 1985; Showalter, 1985).

Für unsere Untersuchung ist indes bedeutend, daß man sich nicht nur aufgrund ihrer Krankheit in Frankfurt an Bertha Pappenheim erinnert. Pappenheim, die Gründerin der ersten jüdischen feministischen Frauenorganisation, ist nicht so bekannt wie ihr alter ego Anna O. Aber ihre Geschichte findet sich in dem Bildband *Frauen Stadtbuch Frankfurt* (Hillmann, 1992) neben Erinnerungen an unsere heutige Frauenbewegung und Artikeln über Frauen im Gesundheits- und Finanzwesen sowie in den Künsten. Pappenheims Rede vor dem deutschen Frauenkongreß in Berlin von 1912 steht in den Bänden über die Geschichte jüdischer Frauen in Deutschland, die das Land Hessen vor kurzem veröffentlicht hat (Wagner, Mehrwald, Maierhof und Jansen, 1994). Hier analysiert Pappenheim die schwierige Stellung jüdischer Frauen, denen der Zugang zu ihrer eigenen religiösen Tradition verwehrt, das Studium der hebräischen Sprache und Texte verboten und die Leitung der für sie so bedeutsamen Institutionen untersagt ist.

Wenn ich hier noch einmal Pappenheims Geschichte in Erinnerung rufe, geht es mir nicht darum, einen Gegenmythos in Gestalt der feministischen Heldin zu schaffen oder eine unkritische, feministisch-revisionistische Version der Hysterie unbesehen zu übernehmen. Sowohl wie sie uns in Breuers schriftlich festgehaltener Erinnerung als auch in den späteren Geschichten erscheint, die sie als Gründerin der deutschen jüdischen Frauenbewegung und als Vorkämpferin der modernen Sozialarbeit feiern, ist Pappenheim eine zweifellos schwierige Identifikationsfigur. Als Frau, die die geraden Linien der Stickerei als Metapher für das ordentliche, sozial nützliche Leben betrachtete (Hillmann, 1992) und auf sexuelle Freiheit zugunsten sozialer Tätigkeit verzichtete, besaß sie ein unglaublich starkes Über-Ich. Und dennoch wurde sie zur Rebellin, die sich gegen die Rolle auflehnte, die den Frauen von ihrer Religion und ihrer Familie vorgeschrieben wurde, die sich letztlich nicht lähmen ließ von unausgesprochenem Zorn und geheimen Wünschen, die nach Kräften darum kämpfte, ihnen durch ihren Körper und ihre Sprache Ausdruck zu verleihen. Man könnte sagen, daß sie ihre Unfähigkeit überwand, indem sie eine Position aktiver Meisterschaft in

der Welt entwickelte – eine Umkehrung, die man in Freuds (1896) Denken als charakteristische männliche Strategie zur Überwindung der Hysterie betrachten würde.

Die Umkehrung der Passivität und die Überwindung der weiblichen Position wird sich für die Psychoanalyse als wichtig, ja schicksalhaft erweisen. Pappenheim selbst trat für einen Feminismus ein, der die aktive Position der Frauen in den Tugenden der mütterlichen Fürsorge sowie in ökonomischer Unabhängigkeit und im Ausdruck der eigenen Persönlichkeit verankerte; für dieses Recht und für das Recht auf die Befreiung von sexueller Ausbeutung kämpfte sie mit großer Beredsamkeit. Appignanesi und Forrester (1992) bezeichnen diese Verwandlung von der Krankheit der Anna O. zur Genesung als »unerklärliche Diskrepanz«. Tatsächlich könnte man Pappenheims Versuch, ihre Vergangenheit zu vergessen, ihre Identität als Patientin zu leugnen und die einer aktiven Sozialarbeiterin anzunehmen, unschwer als eine Art Abwehrreaktion begreifen. Und man könnte ebenso gut sagen, daß dies eine Identifizierung mit der anderen Seite des analytischen Paares widerspiegelt, mit der Position des Heilers und Helfers, das heißt eine Identifizierung, die Freud selbst später als einen Weg zur Heilung beschrieb.

Als historische Gestalten bevölkern Pappenheim und Freud dieselbe Diskurswelt, die Tradition der deutschen Aufklärung und des deutschen Humanismus, die sich das säkularisierte Judentum zu eigen gemacht hatte. In einer Hinsicht stimmte ihre Beurteilung der Situation der Frauen überein: Ebenso wie Pappenheim die einzige Möglichkeit zu gleichberechtigtem Ausdruck der eigenen Persönlichkeit und Urheberchaft im Mütterlichen sah, definierte auch Freud die mütterliche Position als diejenige, in der Frauen aktiv statt passiv sind. Die Kluft zwischen ihren Positionen wird jedoch deutlich, wenn wir Pappenheims Erklärung (in ihrer Ansprache auf dem Deutschen Frauenkongreß 1912 in Berlin, siehe Wagner, Mehrwald, Maierhof und Jansen 1994) betrachten, daß das einzige Gebot, das Frauen in der jüdischen Gemeinschaft eine den Männern gleichberechtigte Position verleiht, dasjenige sei, welches den Grundsatz der jüdischen Religion konstituiert: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«, eben jenes Gebot also, das Freud (1930) dazu diente, die Naivität der Religion und das Wesen der Reaktionsbildung zu illustrieren. Das Trennende zwischen Pappenheim und Freud markiert den Ort einer Spannung zwischen Psychoanalyse und Feminismus in Bezug auf Liebe und Weiblichkeit: Freud zufolge muß die Liebe dekonstruiert werden, um Sexualität oder Libido offenzulegen – dennoch lastet auf diesem Unternehmen der Widerspruch zwischen Freuds

Versuch, das geheime Begehren der Frau zu identifizieren, und seiner Verbannung dieses Begehrens in die Passivität; für Pappenheim muß die altruistische Liebe von einem mit sexueller Passivität und Ausbeutung verbundenen Begehren befreit und zu einer schützenden Identifizierung (oder einem identifizierenden Schutz) mit der/dem verletzlichen Anderen werden. Man könnte auch sagen, daß die Spannung zwischen diesen Positionen eine verhängnisvolle Wahl zwischen gleichwertigen Richtungen hervorbringt: einerseits Freuds Versuch, uns von dem Ideal zu befreien, andererseits ein feministischer Versuch, die Position der ausgestoßenen Anderen aufs neue einzunehmen und auf diese Weise aufzuwerten.

Angesichts dieser Kräfte und Gegenkräfte in der Geschichte des feministischen Denkens könnte man fragen, was es, im Lichte von Pappenheims Lebensweg betrachtet, bedeutet, den Feminismus in einer Flucht vor dem Ur-Sprung, vor der unanalysierten, nicht durchgearbeiteten erotischen Übertragung in die Arme des männlichen Heilers zu finden. Ich möchte mich jedoch auf die Psychoanalyse konzentrieren, auf ihre Grundlagen in einer spezifischen Konstellation, in der die Weiblichkeit von Passivität überlagert wird. Spiegelt nicht auch dies eine Flucht vor dem Erotischen wider, vor der Konfrontation mit der weiblichen Sexualität? Daher möchte ich in diesem Kapitel die Psychoanalyse hinterfragen und das ambivalente Erbe untersuchen, das Freud uns hinterlassen hat, eine Art der Befreiung, der Befreiung von religiösen und moralischen Zwängen, von großen Idealen, von der Versuchung, zu retten und zu erlösen – die aber einen Preis kostet, nämlich die Verleugnung der Subjektivität und des Begehrens des Analytikers, das die Subjektivität und das Begehren der Patientin widerspiegeln könnte; die Distanz von der hilflosen, passiven und weiblichen Anderen, mit der sich Freud nur schwer identifizieren konnte, weil dies seinen Vorstellungen von Objektivität und Wissenschaft nicht entsprach. (Obwohl sich aus seinem eigenen Denken ergibt, daß eine solche Identifizierung unabwendbar ist und nur durch ein intrapsychisches Gegenwirken verhindert werden kann.) Ich werde also fragen, welche Folgen die Entwicklung von Passivität zu Aktivität für die Geschichte der Psychoanalyse hatte. Inwiefern spielt diese Entwicklung eine fundamentale Rolle für die Probleme der Übertragung, insbesondere der Übertragung zwischen ungleichen Personen – Arzt und Patientin, männliche Autorität und weibliche Rebellin? Inwiefern reflektiert Freuds Art und Weise, diese Entwicklung zu formulieren, seine eigene Ambivalenz in bezug auf die Zuschreibung von Aktivität, vor allem sexueller Aktivität, an Frauen wider (siehe